

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

24.12.1922 (No. 52)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 52



24. Dez. 1922

Franz Sales Meyer / Weihnachts-Kantate.

I.

Wer schuf aus dem Chaos das Wunder der Welt,
Wer rief in den Abgrund das Werden?
Wer stellte die Sonne ins himmlischezelt,
Zu wärmen die werdende Erde?
Wer schuf uns das Licht und den glänzenden Tag
Im Wechsel der ruhenden Nächte,

Den rauschenden Sturm, den blitzenden Schlag,
Des Wetters befruchtende Mächte?
Wer gab uns die Quelle, den Strom und das Meer,
Die Berge, die Täler, die Gründe?
Wer lenkt das geschäftige, wallende Heer
Der Wolken im Wirrsal der Winde?

II.

Die Erde liegt im Winterschlaf;
Nun warten wir ein Weilschen,
Dann wachen alle Blumen auf,
Die Primeln und die Veilchen.
Der Schlehdorn sprengt die Knospen dann,
Der Reifig zwitschert wieder,
Vom Baum her blüht es pfirsichrot
Und Frühling ist es wieder.

Und wenn das Sonnwendfeuer flammt,
Wenn fällt die Aehren schwellen,
Dann sei gegrüßt, du deutscher Rhein
Mit deinen kühlen Wellen!
Dann sei gegrüßt, du deutscher Wald
Mit deinen tiefen Schatten,
Dem Pflaumbach, dem Heidekraut,
Den sammetweichen Matten!

Der Herbst erscheint als lieber Freund,
Er füllt uns gern die Tasche
Mit Früchten und mit süßem Wein
Die längst geleerte Flasche.
Der Winter schenkt dem Kindervolk
Den schönsten aller Bäume.
O Weihnachtsbaum, o Jugendtraum,
Du Paradies der Träumel!

„Gloria in excelsis Deo!“

III.

Was ist der Mensch!
Er kommt und schwindet
wie die Welle des Strandes,
die eine von ungezählten
Millionen.
Und dennoch!
Was birgt ein Leben nicht
an Kraft und Wollen,
an Glück, an Leid
und an Liebe!

Auch der Haß hat sein Recht,
wenn er sich richtet
gegen die Bosheit,
die Niedertracht
und das Schlechte.
Die Natur ist ein Buch.
Wer lesen kann, liest es
wieder und wieder.
Reinere Freuden
bietet kein anderer Genuß.

Kennt ihr die Zauberin Kunst?
Mit gleichenden Farben,
mit lockenden Tönen,
mit wüchsigem Worte
greift sie ins Herz.
Wer heißt uns denken,
empfinden und fühlen?
Wer stellt uns über die Welle,
die spurlos im Sande
versickert, verrinnt?

Ghre sei Gott in der Höhe!

IV.

Den Frühling, die Lieb' und das Leid
Und jedes zur richtigen Zeit,
Zum Sinnen den klaren Verstand,
Zum Werke die schaffende Hand,
Viel Freude und fröhlichen Fleiß,
Für Taten ein glattes Geleis.

Im Zweifel den weisen Weg,
Zum Glück den sicheren Steg,
Im Fährden den waderen Freund,
Im Kampfe den ehrlichen Feind,
Den Willen zum Aufstieg im Fallen:
Das schenke der Herrgott uns allen

und Frieden den Menschen auf Erden!

V.

Gott in der Höhe, dein ist das Reich;
Himmel und Erde lenkst du zugleich;
Dein ist die Herrschaft, dein ist die Macht;
Leit' uns bei Tage, führ' uns bei Nacht!
Sei un're Sonne, sei unser Stern!
Alles was atmet, lobe den Herrn!

Hans Heinrich Ehrler / Die Heimkehr des Blinden. Novelle.

„Reht bin ich dein Licht,“ sagte die Mutter zu dem Sohn und legte seinen Kopf an ihre Schulter. Dann nahm sie den Kopf, drückte ihn und küßte in immer wieder.

„Deine weichen, braunen Haare sind noch, deine Ohren, deine Nase, deine Stirn, deine Waden, deine Lippen . . .“

„. . . Reht noch einmal ihr zwei blauen Augen. Wie ist es, da seid ihr auch noch und könnt nicht mehr sehen?“

Die Tränen liefen in die bewehrte Lieblosana hinein. Dann löste sich Frau Anna von dem Soldaten und leitete ihn durch den Garten in das Haus.

Inmitten der großen Stube stand, als die Türe sich reate, ein junges Fräulein aus einem Lehnstuhl auf und wartete den Eintretenden entgegen. Der Blinde stellte sich in den leichten Raum und sagte: „Das ist wohl die große Stube? Ich bin wieder daheim.“

Dann ergriff er die Hand der Mutter: „Führe mich einmal!“

Seine freie Hand suchte einen Gegenstand: „Das ist der Dien. Mit den beinahe schwarzbraunen Haaren. Glänzen sie noch so wie früher?“

„Ja, die schlafen noch, Wilhelm, weißt du, es scheint heute auch die Sonne.“

„Die Sonne scheint . . . und, ich spüre es, die Fenster sind offen vom Garten her. Das macht hell herinnen.“

Er streichelte den Ofen und griff weiter: „Das ist die alte, eingelegte Kommode; ich meine, sie sei niedriger geworden.“

„Schrumpfen die Sachen, wenn man sie nicht mehr sieht?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß es nicht und es fällt mir zum erstenmal auf.“

„Das kommt wohl, weil man darnach laugen muß, aus sich herauslangen?“

„Gewiß davon. Du bist schon meine Lehrerin, Mutter.“

Der Sohn lächelte. Frau Anna erschraf, aus dem lächelnden Gesicht schauten die verklärten Augensterne sie an, wie etwas ara allein Geliebtenes, nicht zu dem Spiel der Mienen Gehörendes.

Aber sie lächelte auch, wie um den Schrecken zu verbergen.

„Und Rosen stehen auf der Kommode? In der hohen, abschiffenen Kristallvase. Ich will einmal riechen. Es sind von dem großen Stämmchen Rentkissen im Mondell.“

„Nein, die Marzschall Kiel, von denen am Baun.“

„Ach Gott, ich habe nicht recht geraten!“

Seine Stimme fiel traurig ab, indes die Führerin sagte: „Die Rosen hat Fräulein Berta geholt.“

„Du schreibst mir, die neue Hausgenossin tue dir so wohl.“

Die Mutter wehrte: „Das heißt man anvertraute Geheimnisse ausplaudern. Da ist Fräulein Berta . . . und da mein Sohn.“

Die Angerufene grüßte stumm mit einer anmutigen Kniebeuge, auch der leicht betroffene Mann verneigte sich zieremonienhaft, an ihr vorbei in die leere Luft hinein.

Doch sie machte leise zwei Schritte zur Seite und die zierliche Bewegung alich diesen traurig reinvollen Fehlblick aus. Er bemerkte den Vornang, denn er sagte: „Sie sind artsfähend, anädiaes Fräulein.“

„Das ist leider alles, was wir in dieser schweren Zeit sein können, wir Mädchen,“ entgegnete ihre warme, aber durch eine natürliche Dämpfung verhüllt bleibende Antwort.

Man sah, die Antwort tat ihm etwas Unerwartetes an; es war als ob sie in ihm landete. Die Mutter wie das Fräulein erlebten das Selbstame, wenn von einem Menschen zu dem andern nur Laute kommen, ohne Bild und Gebärde mitzubringen. Der Hörende zitterte davon nach.

Wieder erfaßte Frau Anna seine Not durch die Frage, ob er die Sprechertu für blond halte oder für braun.

„Redenfalls für schön. Aber sag mir nichts, laß mir Zeit, ich werde es finden.“ Der Einwand sprach sich abgernd aus, als behalte er etwas Kostbares vor. Der Augenblick wurde feierlich und noch einmal verstand die Mutter die Tiefe, indem sie sagte: „Ja, Wilhelm, du wirst es finden, ob unsere junge Freundin blond ist oder braun. Du wirst wieder irgendwie sehend werden.“

Der so gut getröstete Sohn setzte sich in den Lehnstuhl, aus dem vorhin Fräulein Berta aufgestanden war, faltete die Knie aneinander und begann eine Erörterung:

„Bahrlich, mein Schicksal ist vielleicht nicht einmal so traurig, wie es euch scheinen mag. Ich erlitt es für das Vaterland. Dazu stellt es mich gleichsam in ein neues Leben. Die geschwundene Welt muß sich anders und angewandelt wieder um meine geminderten Sinne sammeln. O Mutter, du hast mir eine gute Weisensabe mitgegeben bei der Geburt. Ich bin mutig und demütig, ei auch neugierig genug, noch einmal Schüler zu sein. Laßt mich versuchen, ich glaube, ich komme schon allein zum Schrank hinten in der Ecke.“

Er ging langsam seitwärts am Tisch hin, am Klavier vorbei richtig zu dem Glasbränkchen, schloß es auf, griff hinein und holte in kundiger Erinnerung einen feinen Silberbecher. Den brachte er gleichen, ungehörten Becher zurück und gab ihn der Mutter.

„Er achörte meiner verstorbenen Schwester, ein Anaeind von mir. Sie hieß auch . . . Berta.“

Der Name stand in dem Silber eingegraben. Frau Anna gab den Becher weiter an das Mädchen: „So ist es gewiß gemeint?“

Die Beschenkte nahm die Gabe, reichte den Gebern die Hand und sagte: „Ich danke von Herzen.“

Er setzte sich wieder, den verlorenen Faden aufreisend.

„Reht eben habe ich etwas wie eine Reise gemacht. Zuerst, als ich blind wurde, war es bei jedem Schritt, wie wenn ich aus der Welt hinaussträte und ins Grundlose fielen. Es war alles außer mir fortgenommen und dann doch wieder drohend da, leer und anseich voll Kraem. Aber hier wird mir Liebe die Dinge zurücklangen und die Tüde schlachten.“

So geschah es. In der Kistforae der zwei Frauen wurde ihm das Haus wieder vertraut, auch der Garten und die Spazierwege ins Feld. Unter ihren helfenden Händen lernte er die alten Verrichtungen des Lebens; die überall mitgehenden Blicke leiteten seine Schritte wie in Geländern. Jeder Tag gab eine frische Sicherheit; die achliebenden Sinne reaten ihre Erkräfte. Gleich einem Spiel sahen sie zusammen deren Sprächen zu. Der Hältma nannte sich einen Entdecker und immer wieder tief er die Bealsterinnen an: „Gordht! . . . da areift her! . . . riecht ihr nichts?“

Bald verwechselte er keine Nase mehr; auf dem Weg saate er, drüben auf der Wiese stehe ein Pferd und oben am Rain ein Ruckbaum; im Schatten zeigte seine Hand auf eine Sonnenbahn daneben, und beim Gewitter, ehe der Donner kam, auf einen fallenden Blis. Auch die Sterne spürte er wie den Mond, viel sprach er von ihrem Rauber.

Seine Finger vermochten etwa an den Möbeln durch die Politur hindurch die Art des Holzes zu unterscheiden und darauf meistens richtig auf die eben zu der jeweiligen Sorte gebräuchliche Farbe zu schließen. Sie tasteten eine Stiderei der Mutter ab, mit den Umrissen der Blumen und des Blattwerks das bunte Bild hervorholend.

Einmal saate er: „Wenn ich aufwache, weiß ich, ob Tag ist oder Nacht. Und ehe die Amfel draußen in der Frühe anfängt, horcht mein Ohr.“

Eines Morgens trat er in die große Stube mit dem geäußten Ausruf: „Fräulein Berta, Sie sind herinnen!“

Kortan wußte er, wenn die Freundin anwesend war, trotzdem diese keinerlei Wohlgeruch an sich trug. Auch mit der Mutter ariet die gleiche Verbindung, doch nicht so unsehbar. Andere Menschen bemerkte er erst aus nächster Nähe.

Das Mädchen wurde von der erstaunlichen Zuwendung der Gefühle verworren und hielt die ihrigen svariamer ein, als ob sie fürchte, selber den Zug ausgeübt zu haben.

Sinwiederum erlebten durch solche wundersamen Erweiterungen eines geschädigten Menschenweizens das Haus und seine Gemeinschaft etwas wie eine Weihe; es stand darin immer eine Erwartung bevor, eine gläubige Ehrfurcht vor dem Walten eines auten Geistes trug alles Tun.

Wilhelm sprach gern von den inneren Kolaen der erstliten Verdunkelung. Das geschwundene Licht, meinte er, habe sich nur in ihn zurückgezogen. Ein goldener Rauch sei ihm geblieben, dem mehr Farbe und Bilder entwießen, als ie von außen gekommen seien. Wenn er etwa im Garten in der Sonne saß, sah er wirklich in der von vordem vertrauten Landschaft; nur wurde diese unter der durchwärmten Decke seines Zustandes noch froher und verklärt. Die Hügel wölften sich weiter, die Berge stiegen ferner, der Wald grünte tiefer, das Gewölck blühte weicher, die Vogelsittiche flühten flühter.

Fräulein Berta mochte dabei einmal saagen: „O Sie setzen mir, wie schön die Welt ist!“

Es war ihr, als läßen ihre eimnen Augen besser.

Die Mutter dachte gelegentlich daran, der Sohn habe als Primaner eine Reihe von Versen anaeanaen mit der Aufschrift: Die Lieder des Blinden.

„Ja,“ antwortete er, „das war sicherlich kein Zufall. Ich habe mich auch sonst auf mein Geschick vorbereitet und oft stundenlang mit geschlossenen Augen den Wechsel der farbigen Lichterne in mir verfolgt. Auch wenn ich etwas Gesehenes wertvoll aufheben wollte, bara ich es eine kurze Weile hinter den Lidern. So scheine ich zu den Gesichten reif geworden zu sein, die mich jetzt trösten müssen.“

Dennoch ließ er es nicht gelten, daß er von der Erinnerung zehre und nur bunte Reste in der Phantasie wahre, er glaubte vielmehr ernstlich, achheim und aeanwärtig im Verbund der Erdkräfte zu stehen und eines früher verkümmerten Sinnes teilhaft zu werden. Dort, wo die Wunder der Farben ineinander spielen, werde sich auch der Sinn der Mästel setzen.

Fräulein Berta las ihm vor, aus Büchern und aus der Zeitung. Er bereitete sich immer zu den Sibusen gleichsam

vor und sprach etwa von deren Wirkung: „O was ist das, eine liebe, schöne Menschenstimme . . . Ihre Stimme! Durchheißt und reingeföhrt kommen die Worte zu mir her, schon geboren und lebendig geworden in einem Wesen. Ich bin gleich einer Muschel, gleich einem Raum des Wohltautes. Ehedem, als ich selber las, dachte ich gar nicht an die wunderbare Handlung, von einem Blatt gedruckter oder geschriebener Zeichen Vorstellungen in sich aufzunehmen. Jetzt ist mir jedes Wort ein Geschenk und jeder Satz eine sinnreiche Kette. Ich werde einföchtig und weiß in diesen Stunden, durchhaut mit harmonischer Kenntnis, und werde auch ein empfindliches Gerät der Dichtung. Alle ihre Lust und Musik weht in mich hinein.“

Einmal nach der Lesung eines Gedichtes blieb die Uhr stehen auf der Kommode.

„So schön war es,“ saaten die beiden Ergriffenen.

Und ein anderes Mal hatte sie aus der Zeitung den Bericht der Seereschiffung mitgeteilt, von einem schweren Anariff im Artois. Da nahm er plötzlich, schier mit einem Nis das Papier herüber: „Wo, wo steht das?“

Nach ihre Hand nahm er mit und sie mußte den Druck des Berichtes umgrenzen.

„Dort, in Ovilers, war ich! Warum bin ich nicht mehr dort?“

Den Abend über zeigte sich der von diesem soldatischen Heimweh Befallene nicht mehr; ein paar Tage lang sprach er bloß von den Kämpfen und vom Vaterland. Es geschah, als abge vor dessen heiliger Bedeutung seine Rede einen Vorhang weg. Und einmal sagte er traurig: „Wir werden einmal viel weinen um dieses Vaterland. Schwere Zeit wird sein. Und den Nimmersehenden wird Gnade widerfahren sein, daß sie vor dem Anblick der Zerrüttung verschont bleiben.“

Die beiden Frauen schnitten und nähten Hemden aus selbstgekauften Stoffen; derart waren im Lauf der Monate schon viele Duzende abgefertigt. Nun gerade nahm er eins der fertigen und hob es ins Licht. „Das soll der Träger anhaben.“

Er nahm ein anderes, ein drittes, und wieder ein anderes, jedes einem Kameraden aus seiner draußen stehenden Kompanie einbildungsweise schenkend.

„Sie werden darin gefest sein,“ beschloß er das nicht einmal spakhast erscheinende Geschäft.

Dabei bemerkte er beiläufig, wie gern und wie lang er neuerdings rede.

„Früher warst du schweigsam,“ erwiderte die Mutter, „früher, als du noch im hellen Tag alust.“

„Vielleicht ist das die natürliche Füllung einer Lücke,“ überlegte Fräulein Berta, „oder . . . Sie sind ja innen überfüllt.“

„Vielleicht. Aber es mag auch so sein, um Euch ganz zu haben, Ihr Lieben!“

Stundenlang hörte Wilhelm zu, wenn sie Klavier spielte. Die Stube wurde davon anders, als wenn Sehende darin horchten, und ihre Melodien alscham verließ. „Das ist von Beethoven, als er taub geworden war,“ saate der Hörende.

Die drei gingen auch gern in die Kirche. Ein Freund lud sie zur Orgel ein. Bach und Händel kamen daran. Da mußte sich der Blinde manchmal mit beiden Händen am Gesäß fassen. Verauskommend sah er erleichtert aus und schwankte gleich in den ersten Tagen der Heimkunft. Dann erleichterte sich seine wie Kristall durchschütterte Seele mit der Verkündigung: „Das war die geheime Offenbarung.“

Eines Morgens, Frau Anna war dabei, sagte Wilhelm unverhohlen: „Fräulein Berta, Sie sind blond und haben braune Augen. Seltene Augen, wie . . . dunkel goldener Sonja.“

Die sah beschriebene wurde blutrot und schwieg; auch die Mutter fragte erst nach einer Weile: „Woher weißt du das?“

„Daß sie blond ist, weiß ich von ihren Bewegungen, die Augen erkannte ich an ihrer Stimme.“

Der Bescheid wurde dann selber eine Frage: „Fräulein Berta, warum gehen Sie immer in hellen Kleidern?“

„Warum ich in hellen Kleidern gehe? O gewiß, weil ich Ihnen Freude machen wollte. Ich dachte dabei gar nicht daran, daß Sie es nicht sehen.“

Frau Anna aber rief: „Er hat es gesehen!“

Nachher geriet die so rätselhaft Entdeckte vor sich selber in Befangenheit ob ihres harmlos gewagten Bekenntnisses. Sie mußte sich einer Gewalt erwehren, die von dem Mann zu ihr heran gekommen war. Trotzdem er nie mit einem Wort oder einer Reaktion näher griff, sondern sie nur aus einem Umkreis sorgsam umfingerte; ja seine behutsame Zurückhaltung schien die Quelle der widersprechenden Wirkung zu sein.

Indes ging über diesen dumpfen, halb musterlosen Notstand der Tauch des Zusammenlebens weiter, der ihr offen Frucht um Frucht gab aus den Kammern einer unerhöflichen Geistigkeit. Nach einer gehobenen Stunde mußte sie sagen: „Ich kam in dieses Haus, um einem Verabten des Krieges dienstbar und hilfreich zu sein. Jetzt darf ich nichts als dankbar sein.“

Wilhelm hatte auf der Universität auch Kunststudien betrieben. Nun ging die Unterhaltung oft um Wandentmale, Bilder und Maler. Sie wurde beauftragt, Mappen herbeizutragen, während er der Freude sich hingab, die Anschauende über die Meister und Werke zu belehren.

In den Wänden hängte er alte Blätter und Stiche auf, den Schmuck immer wieder stehend. Auch was Fräulein Berta etwa von neuem besonders gefiel, kam dazu; aus ihrer Lust wurde die unsichtbaren, unbekanntlichen Schildereien seiner Einbildung teurer Reiz. Er sprach von einer Kunst, welche hinter der Kunst verhält liege und ihrer Entfaltung warte.

Sie und wieder ließ er sich in eine Galerie führen und einmal kam die überraschende Bitte an die Mutter: „O laß uns nach Stuppach fahren zu meiner Grünwald-Madonna!“

Es gibt Augenblicke einer solch staunenswerten Durchbildung, daß der Augenblick darüber hinaus groß, still und selbstverständlich wird.

So folgte, wie plötzlich erleuchtet, Frau Anna der Bitte: „Ja, wir wollen eine Wallfahrt machen.“

Sie reisten beinahe einen Tag weit mit der Eisenbahn; am anderen Morgen ging es vom letzten Städtlein aus in der Rutsche zu dem hohenloheischen Dorf, das den heiligen Schab birgt.

Die Sonne schien wärmend in die Kirche, während der Blinde vor dem Altarbild stand, lang allein dort stand. Die Beileiterinnen waren ein paar Schritte zurückgeblieben.

Erst draußen redete er wieder. Er habe das Bild gesehen, frisch, wie der Maler es einst gemalt habe. Nicht von der Zeit getrübt und von Nachfahren überbessert, wie die Reliquie, sondern im Wunder einer Vision leuchtend vom Schmelz der ersten erquickten Farben. Und daneben die Ulle und die Rosen aus dem Topf blühten wie im Fensleits erfommen, im Diesseits entförngene Rauberpflanzen auf.

„Ja, mir war auch, es geschehe ein Wunder,“ meinte die Mutter zu seiner Mitteilung, und abgernd fügte sie bei: „Ich hoffte, du würdest wieder geheilt.“

„Wieder geheilt? Wäre das ein Glück? entgegnete er be fremdet.“

Kurz darauf eröffnete der von der Reise noch tiefer Belebte, er wolle mit Fräulein Berta Bücher schreiben.

„Mit mir?“ zweifelte die Antwort. „Ich werde das Diktat abnehmen.“ Doch ihre Einbildung stellte sich froh erreat vor, was alles aus der verwünschten Höhle seines Wesens in die von ihr geführte Feder geraten werde.

Allein er sagte: „Was könnte uns hervorgehen, das nicht durch Sie ainge?“

Zufällig fand die Aufräumende ein Blatt. Darauf standen in sorgfältiger Schrift und beinahe gerader Zeile die Worte: Berta — mein Strahl.

Da, die Auslegung ihres Namens, war nun, was sie gefürchtet hatte und dem sie nicht entflohen war.

In der großen Stube sah Wilhelm im Liegestuhl am Fenster. Sie ging zu ihm hin und beugte sich leis über ihn. So war er schön, wenn er die Augen zu hatte. So schaute sie ihn manchmal an und dachte unter der Decke des Bewußtseins wohl auch an Möglichkeiten ihres Herzens und ihres Blutes.

Aber da gingen die gesenkten Lider wieder auf und sie sah sich etwas Totes, das aus dem Leben des weichenden Anagesichtes hervorarriff; da war es auch, als würde die ganze Gestalt des Ruhenden um die erloschenen Sehsterne ein schmerzlicher Irrtum.

Zwei Hände griffen von unten her nach ihren Händen und ließen diese lange nicht los.

Dabei fing er, als wäre sie eben in ihm umgegangen, an, die Legende von einem ägyptischen Einsiedler zu erzählen. Der hatte sich geblendet, damit er Gott betrachte.

„Auch Sie sehen Gott in sich,“ saate das verwirrte Mädchen. Wilhelm aber versetzte: „Wenigstens seine Gotte vor mir.“

Nachher fand er noch einen alten Bierzeiler in der Erinnerung:

„Gott wohnt in einem Licht,
Zu dem die Bahn gebricht;
Wer es nicht selber wird,
Der sieht ihn ewig nicht.“

Ihre Unterhaltung griff dieses Fadens manchmal an die Geheimnisse unseres Daseins. In einer solchen Stunde kam es zu feltamer Erleuchtung. Er kannte: „Ich sehe nimmer und sehe mehr; meine Augen starben, mein Gesicht wurde lebendig. Fräulein Berta, wenn ich jetzt noch sprechen müßte, ich sei taub und höre erst hell? Wenn alle meine Sinne starben und der Sinn bliebe? Wenn mein Leib weagete . . .“

Da rief die Gefragte: „ . . . dann wären Sie die unsterbliche Seele.“

In der nächsten Woche kam ein Bundesbruder zu Besuch, ein Offizier von der Marine. Der brachte frische fremde Luft mit und trug gesunde, gefakte Kraft unter den ätherisch gewordenen Inzassen des Hauses umher. Dieser plötzlich in Erscheinung tretende Gegenfak schwand auch nicht, wenn der

Sohn mit dem Freund alte Studentenlieder sang und Wein trank.

Der Gast hatte vor, eine Wanderung ins nahe Gebirge zu machen, und Fräulein Berta sollte auf Wilhelms Vorschlag mit ihm gehen.

Am Samstag abend nach dem Abendessen erklärte der Blinde den in Aussicht genommenen Weg. Als ob er ihn selber vorausgäbe, Höhe um Höhe, Tal um Tal, Wasser um Wasser, Wald um Wald, Wiese um Wiese, Schenke um Schenke; wie wenn die morgige Sonntagsonne schon über der aufsteigenden Landschaft glänzte. Die anderen saßen in einem Zauber verlost um den Tisch.

Josef Baumann / Die gnädig' Bitt'.

Eine Karlsruher Weihnachtsgeschichte.

Es war Weihnachten, heiliger Abend. Im Büro waren alle schon davongegangen; sie eilten, um das Letzte zur Versicherung noch zusammen zu tragen, den Baum zu schmücken. Ich aber saß still auf meinem Stuhl in jenem wehmütig rührseligen Gefühl, das den Einspänner an solchen festlichen Tagen packt, zu deren Feier ihm der Familienkreis, Weib und Kind, fehlt.

Das Bestreben, irgend eine Guttat zu verrichten, schlich an mich heran. Da fiel mir der alte Göß ein, der krank darniederlag, und ich beschloß, ihn aufzusuchen.

Der alte Göß! Das war ein armseliges Menschenkind, den das Schicksal einmal aus dem Gleis geworfen hatte, wobei sein Bräutigam fleckig wurde. Sie schleppten ihn vor den Radl, der ihn auf Grund des Gesetzes verkümmern mußte, er kam in's Käute, um einige Wochen zu brummen. Als er herauskam, griff er zu Schaufel und Besen, wurde Taalöhner bei der Stadt, wo er mir dann unter die Finger kam. Dort hatte er eine große Dunaarube zu verwalten, ein übles Geschäft, das sein Ansehen nicht heben konnte. Unverdroffen jedoch stand er Tag für Tag dort, in Wind und Wetter, und wenn er, auf seine Mißgabel gestützt, ausruhte, so konnte man im Zweifel sein, ob man es mit einer Bogelscheuche oder einem Menschengebild zu tun hat.

Es ist wahr, die Natur hatte jede Schönheitslinie bei ihm sorgfältig vermieden. Oder wenn wir, wie geschrieben steht, nach Gottes Ebenbild erschaffen werden, so hat der liebe Gott keinen anten Tag gehabt, als er ihn herstellte.

Niem, der alte Göß war von Angesicht und Gestalt kein schönes Mannsbild und er hatte keinen Freund, nicht unter seinen Mitarbeitern, die ihn verächtlich behandelten, nicht unter seinen Vorgesetzten. Ich dagegen war ihm trotz allem gut.

Ich hatte einmal eine Bekannte gefragt, aus welchem Grund sie ihren Hund, einen zottigen, abscheulichen Köter, so sehr schätze, worauf sie mir zur Antwort gab: weil er so wätschlich ist. — Der alte Göß hatte es gleich heraus, daß ich ihm freundlicher als die anderen gesinnt war, infolgedessen er mich alsbald zu seinem Bankier bestellte.

Da kam er meistens so gegen Ende der Zahltagsperiode auf mich zugewandt, von weitem schon nahm er sein Cerisekäppchen in die Hand, legte sein verwittert Gesicht in demütige Falten, und dann kam rauchmächtig die Ansprache: D' herst ich ihue e' Laneediche' Bitt' vortrage. — Und dann schilberte er mir seine Not, der man mit 2 oder 3 Mark abhelfen konnte.

Pünktlich am Zahltag tilgte er dann seine Schuld, die ich ihm ab und zu schenkte, um ihm eine Freude zu machen. Einmal mahnte ich ihn zur Sparsamkeit. Er brauche doch nicht immer seine Pfeife zu rauchen, und dann müsse er nicht täglich Wein trinken, Bier tüt's auch. Da aber setzte er sich zur Wehr. Ohne die Pfeif' könne er den Gestank der Dunaarube nicht verbreichtere und auf's Bier bekam er's Sodbrenne. Also schlug er meinen Anruff alänzend ab.

Am Mittag kam die Gößin und brachte ihm das Essen. Abwärts der anderen saßen sie dann zusammen in einer Ecke, und er löffelte aus einem Safen alles, was sie, die Gößin, zusammengepanicht.

Fremdloses, elendes Dasein solcher doch auch zum Glück geborener Menschenkinder. Oft habe ich für mich gedacht, wo nehmen die den Mut her, ein solches Leben unentwegt fortzusetzen. Recht war er krank, der alte Göß, und da wollte ich ihm eine Freude machen, um jene Guttat auszuführen. Mit zwei Flaschen Wein und einer Guck' voll Weihnachtsgedäch er-

In der Frühe brachte der seltsame Führer das Paar bis vor die Gartentüre und blieb dann bei der Mutter.

Spät kamen die beiden zurück. Es schien etwas Ernstes unter ihnen geistehen zu sein. Fräulein Berta meinte, es sei weit gewesen.

Am andern Morgen war der Daseinabgebliebene schon in der großen Stube, als sie eintrat. Sie ging auf ihn zu und sagte: „Wilhelm, wenn es Ihnen recht ist, will ich immer bei Ihnen bleiben.“

Da ergriff er wieder ihre beiden Hände und aus seinen bestorten Augen quollen Tränen.

Komm ich seine Wohnung unter dem Dach. Ich fand die zwei Alten im Bett. Im Zwielicht und weil jedes eine Schlafhaub aufhatte, gertel ich an das Lager der Gößin. „Nett, nett,“ rief sie abwehrend, als ich meine Ansprache beinahe wollte. — „nett, nett — dort drüwe liegt so d'r Vadder!“ Nun rappelte sich der Alte in die Höhe und rief herrlich seiner Gefährtin zu: „So schieh doch uff und zind d'r Christbaum an, daß 'n d'r Herr Koster sehe kann!“ Ich aber kam ihr zuvor und entzündete das Lichtlein an dem handaroken Bäumchen. Mit Augen wie allscheltige Kinder schauten die beiden Alten auf das Bäumchen und in das Lichtlein, mein Urteil erwartend.

Ich nahm den angebotenen Stuhl, setzte mich zu ihnen, und da wurde der alte Göß plötzlich geprücht. Er hatte ein Geheimnis und traute es mir an. In seiner Jugend sei er einmal krank gewesen, schwer krank. Zum Abschnappen. Schon schickte sich seine Seele an, ihre irdische Hülle zu verlassen, die Reise in die himmlischen Gefilde anzutreten, da kam eine „Entzündung“ über ihn. Er stand vor der Himmelstür und konnte einen Blick hineinwerfen. Engel und seltsame Geister in wunderbaren Gewändern saßen an einer alänzenden Tafel, die alle Kostbarkeiten und Federbissen trug, die zu erdenten waren, himmlische überirdische Musik drang heraus, Cherubim und Seraphim sangen heilige Lieder, zu oberst aber sah der Himmelsvater in einem unbeschreiblichen Licht und Glanz, um Speise und Trank an alle Verklärten zu verteilen. Sinaerisen hob er den Fuß, um einzutreten in den Himmel aller Freuden, da aber fiel die Pforte ins Schloß und er stand draußen. So mußte er wieder ins irdische Nammertal zurück und genas.

Aber er mußte genug, nichts konnte ihm fürderhin auf Erden schwer werden, der Tag der Belohnung, des Ausaleides kam. In seiner Entzündung hatte er es gesehen. Wohl steht geschrieben: „Mein Ohr hat es gehört, kein Auge hat es gesehen,“ er aber mußte es. Keine Regel ohne Ausnahme. Er hatte es doch gesehen, was der Herr denen bereitet hat, die ihn lieben, und das gab ihm den Stab, an dem er über alle Kränklichkeiten des Lebens hinwegzog.

War seine Tafel nur notdürftig bestellt, so tröstete er sich mit der Aussicht, demaleinst an jener Himmelstafel zu sitzen, die sein Auge erschaut. Nur sie, die Gößin, war damit nicht zufrieden zu stellen. Freilich, sie hatte seine „Entzündung“ nicht miterlebt und wollte ihren Wechsel diesseits schon eingelöst haben. Er schalt und mahnte sie, abzuwarten bis sie hinüberkämen und sich täglich sattessen könnten, hier auf Erden könne dies nun einmal nicht stattfinden. Punktum.

Das Lichtlein am Christbäumchen war am Verlöschen. Da stand ich auf und nahm Abschied von den beiden Alten, während die Glocken den Weihnachtsfeiertag einläuteten.

Bald darauf unternahm die Seele des alten Göß den Flug ins Jenseits noch einmal, diesmal aber für immer. Sein irdisch Wesen bearub man nach christlicher Vorschrift. Als man betete: Herr gib ihm die ewige Ruh', da sprach ich in Gedanken: „und setze ihn an die Tafel seiner Entzündung.“

Die alte Gößin stand verscheucht und wortlos am Grab. Erst als ich ihr die Hand gab, weinte sie laut auf und rief: „Warum ich dann d'r Vadder fortaange un hat mich allain do sibe lassel!“ Der Verlust wurde ihr plötzlich klar.

In mir wurde dabei die „gnädig' Bitt'“ lebendig, man möge die alte Gößin bald neben ihren Alten setzen, an jene Tafel, die er einmal gesehen und die das Ziel seiner Hoffnungen war.

Friederike Melin / Heilige Nacht.

Da, wo die rauhen Balken sich zusammenneigen
Zum warmen Winkel und zur guten Bleibe,
— Die Stall-Laterne flimmert in das Schweigen
Und eines Sternes Helle kommt durch trübe Scheibe —
Da liegt in seiner blaffen Mutter Schoß
Das Kind und spielt mit seinen kleinen Händen,

Die Augen schauen unbewußt und groß
Zur Mutter und der Ampel und den Wänden.

Das Wunder dieser sanften, stillen Stunde
Umfaßt den Mann, der freundlich träumend nickt,
Indes, ein Königsmärchen auf dem Munde,
Ein nettsch Englein durch den Türspalt blickt.